

(Nachdruck verboten.)

91

Esther Waters.

Roman von George Moore.

VII.

Die Barfields und ihre Partei rechneten mit Bestimmtheit darauf, einen großen Coup zu machen.

Bayleaf, so argumentierte Mr. Leopold, ist heißer Favorit für eine Million und mehr, wenn ihn der Handicap nicht zu hart anfaßt und ihm nicht mehr als sieben Stein zu tragen giebt, und Silberschwanz, der noch einmal mit Bayleaf probiert wurde, und zwar mit demselben Resultat, würde mit bloß sechs Stein starten.

Es hatte noch mehr geregnet, die Heuernte war völlig vernichtet worden, die Getreide-Ernte stand in großer Gefahr; aber wer fragte jetzt noch nach ein paar Scheffeln Weizen? Ein Pfund Mustel mehr in diesen prachtvollen Pferdeschenkeln war tausendmal mehr wert als alles Getreide, das man in der ganzen Umgegend zwischen hier und Senfield ernten konnte. Mochte es doch regnen, so viel es wollte; mochte auf den Feldern doch jeder Halm zerstört werden, was schadete das, wenn die kostbaren Rennerbeine nur gesund blieben!

Das war der allgemeine Gedankengang in Woodbiv, und während der letzten paar Tage hatte fast die ganze kleine Stadt und nicht wenige der Pächter, die es müde geworden waren, ihre Felder bei dem beständigen Regen versaulen zu sehen, den gleichen Gedankengang ergriffen.

Das Spielfieber breitete sich mit epidemischer Geschwindigkeit aus, und an den unerwartetsten Plätzen brach die Krankheit hervor. Der Bahnhofsvorsteher, der Bahnhofportier, die Droschkenfutscher, alle hatten ein bißchen gewettet, und trotzdem zwei andre sehr beliebte Pferde — Prisoner und Stofe Newington — in dem Rennen mitlaufen sollten, war doch das meiste auf Silberschwanz gesetzt worden. Gerüchte von großartig abgelegten Proben des letzteren waren bis Brighton gedrungen.

Die plötzliche Entdeckung, daß der „Kleine Teufel“ ein paar Pfund an Gewicht zugenommen hatte, war der unerklärliche bittere Tropfen in diesem Freudenbecher und erregte allgemeine Bestürzung. Die strengsten Nachforschungen wurden angestellt, wo und auf welche Weise der „Kleine Teufel“ so viel Nahrung hätte bekommen können, um so an Gewicht zuzunehmen.

Der „Alte“ ließ den Jungen zu sich heraufkommen und flökte ihm allerhand Medikamente ein, wobei er ihn scharf beobachtete, daß auch kein Tropfen verloren ging, und als das Resultat dieser Kur sich eingestellt hatte, wurde er in zwei mächtige Ueberzieher gewackt und so auf seinen üblichen Spaziergang nach Portslade geschickt. Auf diesem Spaziergange begleitete ihn William, dessen lange Beine den kleinen Kerl zum fürchterlichsten Rennen zwingen mußten.

Als er zurückkehrte, waren schon ein paar prächtige Federbetten für ihn bereit. Mr. Leopold und Mr. Swindles selbst packten ihn ein, und als sie nach einiger Zeit merkten, daß er nicht mehr ordentlich in Schweiß war, bereitete Mr. Leopold ihm eine schöne heiße Tasse Thee.

Auf diese Weise pflegte der „Alte“ sich das überflüssige Fleisch früher runterzuschwizen, zur Zeit, da er den Preis in Liverpool gewann.

„'s ist ja des „Kleinen Teufels“ eigne Schuld,“ sagte Mr. Swindles, „wenn er nicht so gierig beim Fressen wäre, brauchte er jetzt nicht zu schwizen und hätte uns eine Menge Arbeit und Sorge erspart.“

„Gierig!“ murmelte der kleine Junge, der durch den heißen Thee schon wieder in neuen Schweiß geriet. „Seit drei Monaten hab' ich nicht mehr ordentlich zu Mittag gegessen. Ich habe nicht übel Lust, die ganze Sache aufzugeben.“

„Aber nicht, bevor dieses Rennen vorüber ist,“ sagte Mr. Swindles. „Was meinen Sie, Mr. Leopold, sind die Betttücher nicht schon etwas abgekühlt? Ich denke, ich stecke ein paar Wärmflaschen hinein.“

Der „Kleine Teufel“ begann zu schreien.

„Um Gottes willen, Mr. Leopold! Lassen Sie ihn nicht mit der Wärmflasche herantommen, sonst schmilzt er mir das bißchen Fleisch ab, das ich noch habe.“

„Mach' Du lieber keine Geschichten,“ sagte Mr. Leopold. „Wenn Du nicht gehorchst, weißt Du ja, daß Du noch mehr Medizin bekommst, und noch mal mit William spazieren laufen mußt.“

„Wenn wir die Betttücher nicht wärmen,“ sagte Mr. Swindles, „so wird er im Augenblick ganz trocken sein.“

„Keine Idee! Ich schwimme ja im Schweiß.“

„Na, na, sei nun jetzt ein guter Junge, dann sollst Du auch ein schönes Stück Hammelbraten bekommen, wenn Du wieder aufstehest,“ sagte Mr. Leopold.

„Ein Stück? Nein, zwei!“

„Ja, weißt Du, das können wir noch nicht versprechen; das hängt davon ab, wieviel Du verloren haben wirst, und was Du verloren hast, wollen wir Dir natürlich nicht wieder schaffen.“

„Ich habe noch nie solchen Blödsinn gehört!“ sagte Swindles; „zu meiner Zeit pflegte man nicht viel danach zu fragen, was so ein Junge wollte; man machte mit ihm, was nötig war.“

Mr. Leopold versuchte jetzt des „Kleinen Teufels“ Aufmerksamkeit zu fesseln, indem er ihn mit Komplimenten über seinen Ritt beim „City and Sub“ überschüttete. Unterdessen hob Mr. Swindles das Deckbett empor.

„O, Mr. Swindles!“ brüllte der „Kleine Teufel“, „Sie verbrennen mich.“

„Um Gottes willen, lassen Sie ihn nicht so im Bett herum-springen! Können Sie ihn denn nicht halten? . . . Verbrennen, Du Schafskopf? Ich habe Dich noch nicht mal berührt; das war das Betttuch, was Du gefühlt hast.“

„Na, dann ich das Betttuch so heiß wie Feuer! Nun ist's aber wirklich genug!“

„Was? So ein kleiner Teufel wie Du hat Angst vor 'nem bißchen Hitze? Hätt' ich wahrhaftig nicht geglaubt, wenn ich es nicht mit meinen eignen Ören gehört hätte,“ sagte Mr. Leopold. „Nun sag' mal — hast Du eigentlich Lust in Goodwood zu gewinnen oder nicht? Wenn Du gewinnen willst, so bleib' jetzt hübsch still liegen und laß Dir die letzten paar Pfund ruhig abnehmen.“

„Es sind ja gerade die letzten paar Pfund, die einen so schrecklich runterbringen; die ersten, die gehen runter wie Butter,“ sagte der Junge und rückte der Wärmflasche aus dem Wege; „aber ich weiß schon, wie es sein wird; ich werde schließlich so schwach werden, daß ich wie 'n Droschkenfutscher rennen werde.“

Mr. Leopold und Mr. Swindles tauschten einen viel-sagenden Blick aus; die letzten Worte des fast ohnmächtigen Jockeys hatten ihnen sehr ernst geklungen, und die Wärmflasche wurde zurückgezogen; aber als man den Jungen nun wieder wog, fand man, daß er noch immer nicht das richtige Gewicht habe, und der „Alte“ befahl, einen zweiten Versuch anzustellen. Der „Kleine Teufel“ klagte, daß ihn seine Füße schmerzten, aber das half ihm nichts; er wurde trotzdem unter der Obhut des fürchterlichen, langbeinigen William nochmals auf seinen Spaziergang nach Portslade geschickt. . . .

Als die letzten paar Pfund Fleisch von dem winzigen Skelett des „Kleinen Teufels“ verschwunden waren, sah Mr. Leopold viel ruhiger aus als zuvor, und Gerüchte durchschwirrten die Luft, daß er die Absicht habe, sein ganzes Geld auf Silberschwanz zu setzen. Eines Tages erzählte ein Obsthändler, daß er Mr. Leopold auf dem Wege nach Brighton begegnet sei.

„Aha!“ flüsterte man, „der alte Watkins ist ihm nicht mehr gut genug. — Nun, wenn Silberschwanz gewinnt, wird Woodbiv den Mr. Leopold nicht mehr lange sehen; er wird sich dann wohl eines jener großen Häuser am Ufer unten kaufen und sich Pferd und Wagen anschaffen.“

VIII.

Der große Tag rückte immer näher heran, und der „Alte“ hatte seiner Familie versprochen, sie in einem Drag*) nach Goodwood zu fahren. Jetzt war es nicht mehr erwünscht, daß es noch mehr regnete; die Rennerschenkel waren kräftig und gesund, und drei schöne, sonnige Tage konnten nur dazu dienen, die freudige Stimmung noch zu erhöhen. Schon seit

*) Ein langgestreckter, hoher Kutschwagen, mit Quersitzen, der vom Besitzer, nicht selten vier-spännig, gefahren wird.

einigen Tagen waren Mrs. Lath und Esther in der Küche sehr beschäftigt gewesen mit Hühnern, Pasteten und Eingemachtem, und im Korridor standen ganze Kisten voll mit Obst und Wein. Auch die Schneiderin war aus der benachbarten Stadt herübergekommen, und mehrere Tage waren die jungen Damen ihr kaum von der Seite gewichen; und eines Morgens ganz früh, es war kaum acht Uhr, wurden im Hofe die Pferde vor den Drag gespannt, der von Brighton herübergekommen war, und die Klänge des Waldhorns ertönten lustig und hell. „Ginger“ war's, der darauf blies, gerade unter dem Fenster seiner Schwester.

„Macht schnell,“ rief er, „Ihr kommt sonst zu spät.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Posse des Ruhms.

Viel hat sie gethan,
Wenige sahn's ihr an.

Ich weiß nicht, ob auch das zu der ungeheuren Fopperei gehört, die mit dem Dasein der ehrsamten Rittergutsbesitzerin Friederike Kempner von der Wittwe getrieben worden ist. Jedenfalls erzählt die Legende, die alle großen Männer umwirrt, Friederike habe einen Teil ihres Vermögens für Leichenhäuser mit Telephonanschluß gestiftet; jeder Sarg sollte mit einem Fernsprechapparat ausgestattet werden, also, daß der Scheintote sich durch Schließung des elektrischen Stroms und die in diesem Falle als Auferstehungsglöcklein wirkende Klingel sofort als lebendig melden konnte. Nun ist schon fast eine Woche vergangen, seitdem Friederike Kempner gestorben, kein Telephon hat bisher Kunde gegeben, daß sie nur versehentlich in den Sarg gelegt worden sei, und man darf daher wohl ihr, der bekanntesten aller Dichterinnen Deutschlands, einen kleinen Nachruf widmen, ohne daß man befürchten müßte, sie würde ihn mit einem geharnischten Poem erwidern.

Da Friederike schier unter Anwendung der erdenklichsten Vorsichtsmaßregeln in den Sarg gelegt sein wird, so wird sie mit Befriedigung bereits haben feststellen können, daß sie gottlos nicht scheinbar gewesen. Denn die Furcht vor dem Scheintod bildete den Dämon ihres Lebens. Ihre Poesie bekämpft neben der Vivisektion und der Einzelhaft in immer erneuten Nachbildern des Grauens das Lebendig-Begraben-Werden; dazu verlangt sie eine allgemeine Einführung einer ausgiebigen Quarantäne in einem komfortabel ausgestatteten Leichenhaus. So führt sie einen wackeren Kriegermann ein:

Ein Leichenhaus, ein Leichenhaus,
Kußt er aus vollem Halse aus,
Wir wollen nicht auf bloßem Schein
Beseitigt und begraben sein!

Und das Gedicht schließt mit der erschütternden Moral:

Für Tänzer giebt es Raum und Zeit —
O, tiefbedürfte Menschlichkeit!
So lang' nicht Leichenhäuser sind,
Seid alle Ihr so schlecht als blind!

In einem Gedicht an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm ersucht sie ihn:

Die Gefallnen lasse
Nicht vergaben bald,
Heldenmienen, blasse,
Sterben nicht sobald! —

„Der Scheintote“ sind die folgenden Zeilen überschrieben:

Und er schlief und schlief so lange,
Daß ihn keine Nacht mehr weckt —
Unsichtbar beim Grabgefange
Sich der Totgegläubte streckt.

Im Dienst der guten Sache versendete sie eine Denkschrift an die Regierungen und Potentaten. Von Napoleon III. erhielt sie „ein höchst würdigendes Kabinettschreiben“, und sie feiert dies Ereignis wie folgt:

Würdigste mit hellem Blick
Unser Sitten Mißgeschick: —
Anerkanntest die Gefahren
Allerschrecklichsten, fürchtbarsten,
Grauſem Loß, das jedem droht —
Jenen, ach, lebend'gen Tod! —

Nicht der Scheintod, der unablässig ihre Phantasie beschäftigte, war das Verhängnis ihres Daseins, sondern ein Scheinleben, das ihr eine Verschwörung von Illbründern verschaffte. Friederike war eine gutherzige, nachdenkliche, harmlose Frau, die einen Stich hatte. Dieser Stich trieb sie zum Reimen, in dem die angeborne Nüchternheit und Phantasielosigkeit plötzlich dem Stoff nach lyrisch schwärmt, in der Form aber dem plattesten Geschäftstil verfällt. Ihre dichtende Seele ist wie ein

Leierkasten-Perpetuum mobile, das die Schreden der Hölle selbst unendlich komisch walzt. In dem Widerspruch zwischen der natürlichen Talentlosigkeit und einer zur fixen Idee gewordenen Reimlust, die doch die Form nicht zu beherrſchen vermag, liegt der unwiderstehliche Lachreiz ihrer Gedichte. Auf welchem Stoff Friederike sich immer reimend niederläßt, er verwandelt sich sofort in einen Karnevalsblödsinn.

Aber der poetische „Stich“ war es nicht allein, der dieses Menschenschicksal, das zu einer tollen Gaukelei ward, gestaltete. Friederike scheint von Anfang an der Fopperei zum Opfer gefallen zu sein. Schon ihre ersten Versuche, die sie, fast noch ein Kind, erröthend einem alten Professor zeigt, um zu erfahren, „ob ich in Wahrheit eine Dichterin und es wert sei, zu den Herzen der Menschen zu reden“ — schon diese ersten Versuche wurden ihr Verhängnis; denn der alte Professor schrieb ihr, offenbar schallhaft, einen schwärmerischen Brief, der ihre Gaben überſchwänglich preist. Das ermutigte sie. Da sie Geld hatte, verschaffte sie sich einen Verleger. Ihre Gedichtsammlung erschien, alle Welt wand sich in Lachkrämpfen und jeder wollte das Buch lesen. Noch im Vorjahre konnte die achte Auflage der Gedichte erscheinen, ein Erfolg, wie er den bedeutendsten Dichtern versagt bleibt. Friederike aber wurde mit Kundgebungen spottender Verehrung überschüttet. Nun war sie sicher, daß sie eine Dichterin von Gottes Gnaden war. Sie nahm den Erfolg der unfreiwilligen Komit für blutigen Ernst, und sie ist aus dem Leben gegangen, ohne jemals das Bewußtsein erlangt zu haben, daß man mit ihrer Karrelei nur seinen Spaß getrieben.

Aus den Worten ihrer Gedichte läßt sich erkennen, wie sich der Bahn ihres Poetenberufes festsetzte und ausbildete, die foppende Bande, die ihr Publikum darstellt, ging so raffiniert vor, daß sie in den Lorbeer Friederikens schließlich auch ein paar Dornen flocht. Im Vorwort zur zweiten Auflage berichtet sie froh: „Es freute mich unbeschreiblich, daß aus allen Gegenden Deutschlands, von nah und fern, Anfragen und das Verlangen nach diesen Gedichten an mich schriftlich ausgesprochen wurden. Ich bin stolz darauf und ganz besonders davon gerührt, daß alle Farben und Parteien dabei vertreten waren; scheint es doch, als wenn jeder im Innern fühlte, daß es Aufgabe und Ziel der Poesie ist: die Wahrheit für alle zu veranschaulichen, — und durch ihren Sieg dereinst alle zu verjöhnen.“ (1882.)

Diese bedingungslose Verherrlichung reichte bis zur 4. Auflage. Ihren Höhepunkt bildete wohl die Uebersetzung einer Adresse und eines goldenen Lorbeerkränzes durch einen Studenten im Auftrag der „V. Studentenschaft“. Alsbald widmete sie dem Ueberbringer „Herrn B. von M.“ diese Verse:

In des Lorbeers gold'nen Zweigen,
Sonnig strahlend und mein Eigen,
Kaufst es hörbar und es spricht:
„Solch Geschenk vergißt man nicht.“

Dann aber fand man eine neue Variation des Mts. Jergend ein Anonymus scheint ihr einmal einen Droh- und Schmähdbrief wegen ihrer anarſtiſchen Aufbegehriſch geſchrieben zu haben. Das machte einen tiefen Eindruck auf Friederike. Halb erschrocken, halb gekitzelt, kostete sie nun auch die Poeten-Vollust des Märtyrums, und in der 5. Auflage erzählt sie: Es fehlte freilich auch nicht an anderer Feindschaft, ja an Haß und Verfolgung niedrigster und widrigster Art, und wie mancher Beherrſcher von Rußland, sah ich mich fast täglich von anonymen Briefen heimgeſucht, eine Ehre, die ich gar nicht erwartet hätte, die ich aber zu würdigen wußte. Denn giebt es in der That ein einziges Streben oder eine einzige Schrift, welche etwas will und nicht angefeindet worden wäre?

Nach diesem stolzen Bekenntnis erwacht jedoch ihr Gewissen. Sollte sie nicht etwa doch die Anarſtiſten auf dem Gewissen haben? „Und so kam ich zu der Ueberzeugung, daß denn doch hier und da ein vorurteilsloses, harmloses Gedicht, ein humaner Gedanke, objektiv zur Anschauung gebracht, frei von aller Parteilichkeit, geſündet, d. h. manchen Völkertoch aufgestacheln haben müßte, so daß er zu Dynamit und Gift greifen wollte. Aber Dynamit und Gift sind schlechte Waffen, die sich überlebt haben, und die unparteiſche Wahrheit trifft beides nicht, und so hat denn das lebenswürdige Publikum diese gemeinen Angriffe kaum seiner Entrüstung gewürdigt und in seiner reichen Gunst sind die Gedichte ein bleibendes Buch geworden.“

Die „socialen“ Gedichte, die man durch jene Schmähdbriefe verhöhnnte, verraten ihre Gutmütigkeit und ihre wahrhaft geniale Fähigkeit, das Entſetzen lachen zu machen. Ein Bekker tritt an den Wagen, in dem ein reiches Ehepaar zum Wall fährt:

„Ich fleh“ — spricht er — „um ein Almosen“
Und küßt der schönen Frau die Hand,
Sein schwacher Kuß zerdrückt die Rosen,
Die an des teuren Handschuh's Rand.

„Mein Freund“ — sagt sie mit kalten Mienen,
Erzürnt durch diese Frevelthat —

„Ich habe keine Zeit zu Ihnen!
Ob Robert etwa Kleingeld hat?“

Das Gedicht klingt aus:

Jetzt rollte fort der rasche Wagen,
Der Kutscher wüſcht ein Aug' sich ab:
Er denkt an all' die großen Fragen,
Die solch' Kontrast zu lösen gab.

In „drei Schlagworten“ versucht sie eine Art sociales Couplet:

Wie heißt das Wort, das in der halben Welt
Man gleichbedeutend mit dem Gelde hält,
Doch mit dem Geld, das stets im Sadel bleibt,
Und schon von selbst die besten Zinsen treibt?
Es ist, es heißt: die, die, die, die
Die teure Bourgeoisie!

Wie heißt das Wort, das in der halben Welt
Man gleichbedeutend mit dem Elend hält,
Doch mit dem Elend — das mit wad'rem Mut
Die schwere, große Arbeit thut?
Es ist, es heißt: der, der, der, der,
Es heißt: Proletarier!

Die dritte Strophe verkündet dann, daß die sociale Utopie Friederikens Ideal sei.

Jene Anklage des Anarchismus veranlaßt sie zu einer eindringlichen Abwehr und zugleich zur Mahnung an die Anarchisten:

Rehrt zurück zu Recht und Ehre,
Merkt Euch der Geschichte Lehre:
Niemals nützlich war der Word:
Und es giebt ein etw'ges Dort!

Auf den Anarchismus mögen wohl auch die mystisch dunklen Verse zielen:

Schlangengift, es stürte Eden —
Störet auch das kleinste Glied —
Warnen möcht' ich endlich jeden,
Lasset nie ein Tier zurück — —
Denn Strichlein braucht nicht zu reden,
Tötet wie ein Schlangenbiss!

Andererseits straft sie den anonymen Schreiber:

(Ein anständiger Mensch nennt sich.)

Dumme Jungen, Pamphletisten,
Schlechte Juden, schlechte Christen,
Legten DYNAMIT und Gift,
Keins von beiden je mich trifft.

Anonyme Flüche blühen,
Händen, treffen und erhitzen
Nur den Fluchenden allein.
Armer Flucher, wie gemein!

Friederike sitzt und singt auf allen Zweigen der Lyrik. Sie schöpft aus den Erlebnissen ihres Daseins. Dem Tode ihres Hundes, Kanarienvogels, Papageis widmet sie ergreifende Nachrufe. Ihrem Papagei rühmt sie nach:

Und warst dein ganzes Leben
Stets geistvoll, klug und nett.

Sie versenkt sich sinnend „beim Anblick eines prachtvoll gewesenen Bouquetts“. Sie erfreut sich an Röseln und Edelweiss wohl tausendmal. Ihr Naturgefühl schwelgt in tiefsten Tönen und schweift gern in die Ferne:

Amerika, du Land der Träume,
Du Wunderwelt so lang und breit,
Wie schön sind deine Kolosbäume
Und deine rege Einsamkeit!

Oder:

Laßt mich in die Wüste eilen,
Wo die siebzig Palmen sind,
Dort in der Dase weilen,
Wo die Quelle ewig rinnt.

Friederike moralisiert:

Alles Gute, Rechte, Biedre,
Aber alles Andre, Niedre,
Häßlich, scheußlich, ekel ist,
Dufftig nimmer ist der Mist.

Sie wird philosophisch:

Menschliche Hilfe ist bald kaput,
Göttliche Hilfe allein es thut.

Friederike setzt sich auch mit ihren Kunstkollegen auseinander, einem Goethe, Heine, Börne. Goethe tadelt sie sanft:

Auch Goethe war nicht unfehlbar,
Was auch die Goethe-Jünger meinen:
Was sich nicht schickt, schickt sich für keinen,
Für jeden das, was recht und wahr.

Sehr richtig wird bemerkt:

Richard

Hast Schulden über'n Kopf gemacht,
Hast deinen König ausgefogen,
Die Zwietracht hast du angefacht,
Und B . . . um die Frau betrogen. —

Doch eine wahre Wunderwelt,
Sie lebt in jedem Deiner Stüde,
Die Schönheit, sie ist dargestellt,
Doch manchmal Sinnlichkeit und Lüge.

Ereignisse der Zeit finden in ihr den berechneten Propheten. „Nach dem Gesetz über die Pensionierung der Arbeiter“ dichtet sie:

Ob Not und Elend fliehet
Aus mächtigstem Gebiet.
Es war ein Hohenzollernwort, —
Und Kaiser Friedrich freut sich dort.

Mit besonderer Kraft meistert Friederike schließlich noch den großen Balladenstil. So gestaltet sie die unheimliche Affaire von dem Unfall einer Schlangenbändigerin:

Nun öffnet der Bändiger den riesigen Mund,
Sein stierer Blick sprüht funkelnden Glanz,
Johanna ist tot, doch ist sie ganz,
Nur rund um den Hals, da ist es wie wund.
Die grausame Schlange nahm langsam sich Zeit,
Zast schien es, als thät's um die Jungfrau ihr leid.

Die Menge sich fühllos längst verlor,
Und im Bretterzelt ist's entseßlich stumm,
Der Mond durch die Spalten bescheinet darin
Den Tierbändiger zu Füßen der Tierbändigerin.

Der Friederikenkult währte lange Zeit, länger als ein Jahrzehnt, bis etwa 1894. Da jeder Spaß einmal ein Ende haben muß, verlor sich das Interesse. In der achten Auflage (1903) klagte die Kempner denn auch über „die große Pause“ zwischen dieser und der vorgehenden Auflage. Aber sie schiebt die Schuld auf die schlimme Zeit, die Kriege, die anarchistischen Mordanschläge, das „wilde Element des Streiks und der Parteilichkeit und die „beiden Ungehener Unglaube und Aberglaube“ hätten die Gemüter fern von der harmlosen reinen Freude der Poesie gehalten, um sie in Angst und Spannung zu versetzen“. So fest glaubte Friederike bis zuletzt an ihre Mission, die doch nur die Bosheit geschaffen. Ueberzeugt von ihrem litterarischen Beruf, trieb es sie, außer den Gedichten noch alles mögliche Zeug zu schreiben und drucken zu lassen: Dramen, Romane, Flugchriften, philosophische Anthologien. Einen Band Romane, der 1898 erschien, stattete sie mit der Widmung aus: „Dies Buch gehört der Welt“, und sie hebt mit der tiefinnigen Erwägung an: „In wilden Gegenden giebt es keine Hotels, die Bevölkerung ist gastfrei, der Verkehr gering, die Lebensmittel im rohen, billigen Zustande. Wozu da ein Etablissement, versehen mit allem Komfort, wenn möglicherweise niemand davon Gebrauch machen will und wird!“

Nun ist auch diese Poesie vorüber. Niemand braucht mehr, um seines Spases willen, die arme Kärrin zu verhöhnern, gegen die sich die ganze Welt verschworen, um sie immer tiefer in ihren Bahn hineinzuziehen — eine Grausamkeit, die doch schließlich einem leeren Dasein einen Inhalt vorgetäuscht hat. Und ist diese Parodie des Ruhmes am Ende nicht doch auch ein wenig Sinnbild allen Ruhmes? Zwischen dem Schicksal der Friederike Kempner und dem der andern besteht schließlich nur ein Unterschied des Grades, nicht des Wesens, in der Kunst zu foppen, durch die die Menschen einander sich zur Geltung verhelfen. —
Joo.

Kleines feuilleton.

1r. Ein Abenteuer. Sie trug ein ziemlich großes Paket im Arm, sie kam offenbar vom Einkaufen oder vom Liefern. Vom Liefern, entschied Herr Walter Stagemann für sich. Kleine Näherin oder dergleichen, war aber apart, das Ding! Wie prall das schwarze Winterjäckchen um ihre schlankte Taille saß. Wie sie sich in den Hüften wiegte, und dazu ein paar Augen im Kopf. Donnerwetter! Ob man es mal versuchte? Solch ein kleines Abenteuer — er war durchaus nicht abgeneigt, er war dazu niemals abgeneigt; und bei solch kleiner Näherin konnt' man es ja riskieren.

Wann's aber eine „Dame“ war?

Er hemmte seinen eiligen Schritt. Sie hatte so was . . . so was . . . na . . . so was Unausprechliches, was einen beinahe irre machen konnte. Na, um Himmelswillen nicht, — das gäbe einen Reinsfall! Nur keine „Dame“ beleidigen, das thut ein gebildeter Mensch nicht! Aber verlockend war die Kleine! Konnte man denn nicht rausbekommen, wen man vor sich hatte?

Herr Walter Stagemann strich seinen langen Sahibbart. Dann fing er plötzlich an zu laufen. Da war ja die Gelegenheit: das Paket hatte sich vom Bindfaden gelöst und war zu Boden gefallen.

„Danke, mein Herr!“ Sie wollte es ihm mit einer höflichen Verbengung abnehmen. Er hatte aber schon das kleine blaue Buch gesehen, das bei dem Fall hervorgerutscht war, und seine Gedanken kombinierten schnell: Das Arbeitsbuch; also doch keine Dame, doch bloß solch kleine Näherin; nun, dann konnte man ja etwas wagen, und verteuert niedriglich war die Krabbel!

Er gab ihr das Paket nicht zurück, er sagte: „Das ist aber schwer, mein Fräulein, das ist ja viel zu schwer für Sie.“

„O nein, durchaus nicht!“ Sie streckte die Hand danach aus.

„Ich werde es Ihnen ein Stückchen tragen.“

„Das ist nicht nötig, bitte, geben Sie her.“

Sie machte einen neuen Versuch, das Paket zu bekommen. Er zog es weg.

„Aber lassen Sie es mich doch tragen, Fräulein, es geht sich doch auch viel amüsanter zu zweien.“ Seine Augen bligten sie herausfordernd an.

Sie schien es nicht zu bemerken. Sie griff noch immer nach dem Bindfaden: „Ich habe keine Zeit, mein Herr!“

Das klang sehr kühl und von oben herunter; sie hatte überhaupt eine Art, diese kleine! Sommerwetter! Na, zum Abschrecken war das nicht, im Gegenteil! Er zog ihr das Paket fort. „Aber seien Sie doch nicht so, Fräulein! Ein hübsches Mädchen muß immer nett sein, Sie sind ja auch nett, kommen Sie, wir gehen ein Stück zusammen.“

Sie sah ihn einen Augenblick starr an, offenbar sprachlos über seine Dreistigkeit; ihre Augen flammten zornig auf, plötzlich aber zuckte es um ihre Mundwinkel. Jemand ein Gedanke schien durch ihren Kranztopf zu schießen. Ihr Gesichtchen verklärte sich und sie sagte im liebenswürdigsten Ton: „Nun, wenn Sie das Paket so gern tragen möchten, dann tragen Sie es mir nach Haus, ich wohne gleich drüben in der Besselstraße.“

Jetzt war es an ihm, ein verblüfftes Gesicht zu machen. Gleich nach Haus? Alle Wetter, die war ja zugänglich. Nun, auf alle Fälle war's ein nettes Ding. Er ging neben ihr her: „Sehen Sie, das ist recht, Fräulein, nun wollen wir uns amüsieren. Sie nähern wohl für'n Geschäft?“

„Ja, Kragen und Manschetten.“

„Das ist dumm, Fräulein, wenn man so hübsch ist, hat man doch solche Plackerei nicht nötig.“

„So?“ Sie antwortete sehr einsilbig, aber immer mit dem undefinierbaren Lächeln um den hübschen Mund. Sie hatte, so nahebei besehen, überhaupt gar nicht mehr das Kleine, Unerfahrene, eher etwas Reifes, Frauenhaftes. Er beschloß, kühner zu werden.

„Warum wollen wir denn gleich nach Hause, Kindchen? Kommen Sie, wir gehen erst Abendbrot essen, da drüben ist ein nettes Restaurant. Nach Haus kommen wir um zehn noch früh genug.“

Es war, als wollte sie auffahren, sie bezwang sich aber: „Sie haben wohl großen Hunger?“

„Schrecklich, Kindchen, seit Ewigkeiten nichts gegessen. — Also, gehen wir?“ Er schlug die Richtung nach dem Restaurant ein.

Sie behielt jedoch ihre Richtung bei und sagte liebenswürdig: „Dann wird es Ihnen hoffentlich bei mir schmecken; ich habe ein gutes Abendbrot zu Haus.“

Was hatte sie? Er horchte auf. War das „so eine“? Er verbeugte sich mit spöttischer Höflichkeit: „Aber die Einladung . . .“

„Können Sie annehmen, ganz ruhig, Sie brauchen sich gar nicht zu genieren, für hungrige Seelen habe ich immer was zu Hause.“

„So, so!“ Er war etwas außer Fassung, und da er nicht recht wußte, was er sagen sollte, wurde er cynisch: „Kommen wohl öfter Gäste, was?“

„O ja, oft genug.“ Sie schien „munter“ werden zu wollen.

„Na ja, also, da hatte man es ja, richtig so eine. Er trat näher zu ihr heran und versuchte, ihren Arm zu nehmen: „Na, dann wollen wir uns heut' amüsieren, Kleine, was?“

Sie wich ihm geschickt aus, und statt zu antworten wies sie auf die nächste Haus Thür: „Hier wohne ich, warten Sie, ich werde vorangehen.“

Leichtfüßig sprang sie vor ihm her, die ziemlich enge Hofreppe hinauf. Er folgte etwas langsamer, denn das Paket war schwer, aber für sich in Gedanken schmalzte er mit der Zunge. Diese kleine schwarze Krabbe war wirklich zu famos.

Oben im dritten Stock blieb „die Krabbe“ stehen und zog einen Drüder. „Müllner, Schlosser“ — las er auf dem Thürschild, während sie zu öffnen begann. Ach, bei dem wohnte sie gewiß.

Während er noch überlegte, war sie in den Korridor getreten, hatte ihm das Paket abgenommen und eine Thür rechts aufgestoßen. Ein heller Lichtschein fiel über die Schwelle.

„Bitte, kommen Sie hier herein!“ Er folgte der rufenden Stimme, blieb in der offenen Thür aber stehen, als wäre er zu Stein geworden.

Da drinnen in dem kleinen gemütlichen Stübchen spielten auf dem Teppich ein paar Kinder, die jetzt mit dem hellen Jubelruf: „Mama!“ auf seine Begleiterin zugeeilt kamen. Diese Begleiterin aber trat zu einem jungen stämmigen Mann in blauer Schloßerbluse und sagte mit ihrer liebenswürdigsten Stimme: „Männchen, gib doch dem Herrn ein Trinkgeld, er wollte so furchtbar gern mein Paket tragen, da dacht' ich, es ist ein armer Arbeiter, man muß ihn etwas verdienen lassen; und schneide ihm auch 'ne Käsestulle, er hat mir unterwegs geklagt, daß er Ewigkeiten nichts gegessen hat. Oder soll ich Ihnen die Erbsen heiß machen? Ich hab' noch welche von heut' Mittag her . . .“

Die letzte Wendung galt Herrn Walter Stagemann. Aber Herr Walter Stagemann antwortete nicht, er war überhaupt nicht mehr vorhanden.

Draußen auf dem Korridor fiel eine Thür mit wahrhaft wütendem Donnerepöller ins Schloß. —

Volksskunde.

— Der „Funktensonntag“ am Bodensee. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus Konstanz geschrieben: Dem „Funktensonntag“, so nennt man hier den ersten Sonntag nach

Aschermittwoch, kam heuer in der Bodenseegegend eine fernklare Bitterung zu statten. In weitem Umkreis konnte man die nächtlichen Höhenfeuer zum Himmel lohen sehen, und die zahlreichen Funken am schwäbischen Seegeflüde, dann im Hegau und drüben überm See, im helvetischen Nachbarland, boten von erhöhtem Standpunkt aus gesehen in der Dunkelheit ein prächtiges Bild. Der altgermanischen Sitte, um die Zeit des Höhersteigens der Sonne „Funken“ (große Holzstöße) und Fackeln anzubrennen, wird heute wie in früheren Jahrhunderten im ganzen Alemannengau noch lebhaft gehuldigt, und der Funkensonntag lockt bei günstiger Bitterung auch jetzt noch ganze Dorfschaften zum „Funken“ auf die Höhe. Freilich hat der uralte Sonnenkultus manches an Urwüchsigkeit und Natürllichkeit eingebüßt und manche „Ceremonie“ ist im Schwinden begriffen, so beispielsweise das Verbrennen der „alten Here“ inmitten des Holzstoßes, das Scheibenschlagen u. a. Letzteres besteht darin, daß junge Burschen eine runde Holzscheibe, die im „Funken“ angezündet worden, an einem Stecken rundum schwingen und dann zu Thal schleudern, etwa mit dem Ruf:

Scheib' aus, Scheib' ein,
Scheib' über den Rain,
Die Scheibe soll meiner Herzliebsten sein.
Sind die Funken erloschen, so ziehen die Burschen in den Ort. Vor'm Haus der Liebsten erklingt's dann in der Kunde:
I ha eurer Töchter Schiba g'slaga,
Ihr weret mer 's Kuechli nit verjaga.
D' Schiba fahre hin und her —
Mer esse d' Kuechli alli gern;
's Kuechli rus, 's Kuechli rus,
's ist e schöni Töchter im Hus.

Doch wenn auch mancher alte Brauch nicht mehr oder doch nur in verstümmelter Form zu finden, schön ist's doch, wenn die Höhenfeuer hell aufflammen, begleitet von funkelndem, zischendem, knallendem Feuerwerk, wie es unsre Jugend heutzutage liebt. Und wie schon erwähnt, heuer war der Funkensonntag im „Land der Alemannen“ besonders schön, auch dann, als die letzte Blut längst verglommen und ein leuchtender Punkt nach dem andern verschwunden war; denn kurz nachher strahlten Tausende von Sonnen vom Himmel zur dunklen Erde; der Anblick des gestirnten Himmels war besonders von Bergeshöhe aus unvergleichlich schön. —

Humoristisches.

— Aus der Mädchen Schule. Lehrerin: „Was ist ein Lummel?“ Höhere Tochter: „Meistens immer zu kurz!“

— Gemütlich. „Zum Teufel, geben Sie Obacht! Sie sind mir auf die Hühneraugen getreten!“

„Ja, glauben Sie denn, Sie haben Ihre Hühneraugen zum Vergnügen?“

— Deplacierte Redensart. „Was machen S' denn heut' für ein zuwideres Gesicht, Herr Nachbar? . . . Ist Ihnen am End' was über 's Leberlg' laufen?“

„Ja — a' Automobil!“

— Auch ein Beweis. Bauer: „Unser Bürgermeister ist ungemein beliebt! Ich glaub', wenn's bei dem amal brennet' — kein Mensch im ganzen Dorf thät löschen!“

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die nächste Neuheit des Schauspielhauses ist das Schauspiel „Herzmarke“ von Philipp Langmann. —

— Das Opernhaus wird am Dienstag mit den „Meisterjüngern“ wieder eröffnet. —

— Mahlers dritte Sinfonie in D-moll hat in München sehr gefallen. Dagegen war Stabenhagen. —

— „Mandanka“, eine einaktige Oper von Gustav Lazarus, hatte in Lübeck bei der Erstaufführung Erfolg. —

— Im Verein Berliner Künstler krielt es. Die „Reformpartei“ mit dem Maler Holzbecher an der Spitze scheint an Boden zu gewinnen. Der bisherige Vorstand ist zurückgetreten. Die Wahl des neuen Vorstandes ist auf den 15. März angesetzt. —

— Der Deutsche Künstlerbund wird der Einladung der Münchener Secession Folge leisten und seine erste Ausstellung in München veranstalten. —

co. Der „Figaro“, einst das gelesenste französische Blatt, geht seit Jahren den Krebsgang. Jetzt ist die Sache so weit, daß nur Zweierlei übrig bleibt: entweder Herabsetzung des Preises oder Verschmelzung mit einem andren Blatte. Der „Gaulois“ soll nicht abgeneigt sein, das „Geschäft“ zu machen. —

o. Münchhausen am Nordpol. Ein englischer Nordpolforscher unterhielt seine Freunde mit Geschichten aus den arktischen Regionen. „Einmal“, so erzählte er, „wurde ich von einem Eisbären gestelt und hatte keine Kugel mehr, um mich zu verteidigen. Thränen traten mir ins Auge, als ich an mein Heim dachte. . .“

„Und was geschah nun?“ fragten seine Freunde atemlos. „Nun, die Thränen froren hart wie Stein; ich stopfte sie in mein Gewehr, feuerte und tötete so den Bären!“ —

Verantwortl. Redakteur: Julius Kaliski, Berlin. — Druck und Verlag: Vorwärts-Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.